

Wiederkehr des Nationalismus nach 1989. Er sieht sie schließlich auch aus der langen Perspektive des Frühneuzeithistorikers, für den Nationalbewusstsein nicht erst im 19. Jahrhundert beginnt. Hroch ist eine sehr wichtige und originelle Historikerstimme in der Debatte über Nationen in Europa.

Anmerkung:

- 1 Social preconditions of national revival in Europe. A comparative analysis of the social composition of patriotic groups among the smaller European nations, Cambridge UP 1985.
- 2 Das Europa der Nationen. Die moderne Nationsbildung im europäischen Vergleich, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 2005, veröffentlicht in der Reihe „Synthesen“ des Berliner Kollegs für vergleichende Geschichte Europas.

Stephan Moebius / Andreas Reckwitz (Hrsg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften, Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag, 2008, 471 S.

Rezensiert von
Daniel Schmidt, Leipzig

In seiner Antrittsvorlesung am 2. Dezember 1970 am Collège de France hat Michel Foucault in sehr verdichteter Form die Grundzüge seiner späteren Forschungen entworfen. Am Ende (aber noch vor den Reminiszenzen an seine Lehrer) versuchte er, halb ironisch, der ganzen Unternehmung ein Etikett anzuhängen: „Und nun mögen jene, deren Sprache arm ist und die sich an dem Klang von Wörtern berauschen, sagen, daß das Strukturalismus ist.“⁴¹ Die Ironie mochte daher rühren, dass erstens wissenschaftliche Ansätze, Methoden

und Perspektiven sich manchmal schwer in einzelne Schubladen stecken lassen und dass zweitens Foucaults Diskursanalyse und -theorie, seine Methoden (oder Darstellungsformen?) der Genealogie und der Archäologie sich doch in wichtigen Punkten von klassischen strukturalistischen, etwa de Saussures, Lévi-Strauss' oder Barthes' unterscheiden. Für die radikale Weiterentwicklung der strukturalistischen Perspektiven seit den Sechzigerjahren wurde vielmehr der Begriff „Poststrukturalismus“ geprägt.

Der vorliegende Sammelband bietet eine umfassende und sorgfältige Bestandsaufnahme der poststrukturalistischen Konzepte und Entwicklungen in den vergangenen vierzig Jahren. Die beiden Herausgeber versuchen in ihrer Einleitung, das poststrukturalistische Denken in Abgrenzung zu seinem Vorläufer anhand einer fünffachen „konzeptuellen Blickverschiebung“ zu charakterisieren: „(1) zum Spiel der Zeichen und der sich selbst stabilisierenden Logik der Kultur, (2) zu den Mechanismen der Macht und der Hegemonie, (3) zum konstitutiven Außen und den widersprüchlichen kulturellen Mechanismen asymmetrischer Differenzmarkierung, (4) zur Verzeitlichung und historischen Entuniversalisierung, (5) schließlich zur Subjektivierung von Körper und Psyche und damit generell zur Materialisierung der Kultur“ (S. 13). Oder, wie es Andreas Hetzel in seinem Beitrag zur Religion (als sozialwissenschaftlichem Forschungsfeld) beschreibt: „Der Poststrukturalismus löst den Strukturalismus nicht einfach ab, sondern radikalisiert ihn. Autoren wie Lacan, Foucault und Derrida akzeptieren die Grundüberzeugung der älteren Strukturalisten, daß die Strukturen universal

sind, daß wir Codes folgen, daß nicht das Subjekt spricht und handelt, sondern die Sprache durch es hindurch. Das Subjekt wird im Strukturalismus durch Techniken der Subjektivierung ersetzt. [...] Konzepte wie Sprache, Code, Struktur und Subjektivierung werden nun selbst als brüchig, unvollständig und prekär beschrieben“ (S. 350). Diese eher abstrakten Definitionsversuche dienen dazu, der „mehr als uneinheitliche[n] Theoriegeschichte des Poststrukturalismus“ (Martin Saar, S. 195) eine Kohärenz zu verleihen. Sie bedürfen aber positiver Erläuterungen am Beispiel.

Stephan Moebius, der als Juniorprofessor für Soziologie in Erfurt arbeitet, und Andreas Reckwitz, Professor für Allgemeine Soziologie und Kulturosoziologie in Konstanz, haben darauf verzichtet, diese Theoriegeschichte anhand von Einzeldarstellungen der herausragenden Vertreterinnen und Vertreter von Jacques Derrida und Michel Foucault bis Judith Butler, Slavoj Žižek und Bruno Latour durchexerzieren zu lassen. Stattdessen haben sie sich für ein problemorientiertes Vorgehen entschieden. Die „Probleme“ sind einerseits sozialwissenschaftliche Grundbegriffe: Gesellschaft, Gemeinschaft, Handlung und Praxis, Subjekt/Identität, Sprache und Diskurs, System, Institution/Organisation, Raum, Macht und Hegemonie, Exklusion, Klasse/Ungleichheit, Geschichte, Zeit und sozialer Wandel, Moderne, Postmoderne. Andererseits, und davon handelt der zweite Teil der Anthologie, geht es um sozialwissenschaftliche Forschungsfelder: Globalisierung, Politik und Regierung, Ökonomie, Recht, Geschlecht und Sexualität, Religion, Literatur, Kunst und Architektur, Medien, Technik/Artefakte,

Konsum, Wissenschaft. Die Leitfrage des ganzen Unternehmens, die sich tatsächlich sehr konsequent durch die einzelnen Beiträge zieht, heißt: „Wie genau verändern sich die sozialwissenschaftlichen Grundbegriffe, und wie verändern sich die Forschungsfelder, wie könnten sie sich verändern, wenn sie sich poststrukturalistisch informieren?“, so die Herausgeber (S. 22). Durch diesen Aufbau bietet dieser Band nicht nur einen Überblick über die verschiedenen poststrukturalistischen Konzepte und Perspektiven, sondern er kann auch als Wörterbuch poststrukturalistisch gewendeter sozialwissenschaftlicher Grundbegriffe und Gegenstandsfelder funktionieren.

Den einzelnen Beiträgerinnen und Beiträgern ist es gelungen, den Artikeln untereinander eine gewisse Kohärenz zu verleihen, ohne schematisch zu wirken. In der Regel beginnen sie mit einer kurzen Einleitung, die das Verständnis des jeweiligen Begriffs in den „klassischen“ Sozialwissenschaften, etwa einer an Max Weber orientierten Soziologie, erläutert. Im zweiten Schritt beleuchten sie die strukturalistische Brechung oder Dekonstruktion dieses Begriff, um schließlich zur poststrukturalistischen Kritik und Neukonzeption zu kommen. Dass diese radikalere Perspektive keineswegs eine einheitliche ist, demonstrieren sie meistens an drei bis vier einschlägigen poststrukturalistischen Ansätzen und arbeiten ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede heraus. Am Ende eines jeden Beitrags – und das verleiht diesem Buch auch eine sehr praktische Dimension – steht eine Bilanz, die die Leitfrage wieder aufnimmt und darüberhinaus einige noch unbearbeitete Forschungsfelder skizziert. So zum Beispiel Markus Schroer (Darm-

stadt) zum Lemma „Raum. Das Ordnen der Dinge“ (S. 141-157): Stellte man sich lange Zeit („seit der Antike“) den „Raum als Container“ vor, so habe sich inzwischen das Verständnis einer „aktive[n] Entstehung des Raums durch soziale Praxis, Handlungen oder Kommunikationen“ durchgesetzt (S. 142). Die Strukturalisten, so Schroer, hätten noch „der weitverbreiteten Idee“ nachgehungen, „Raum mit Stagnation und Unbeweglichkeit gleichzusetzen“ (ebd.). Seine kleine Geschichte des „zunehmenden Abrückens“ von dieser Idee hin zum relationalen Raumverständnis beginnt bei Pierre Bourdieu's „sozialem Raum“ (wobei er Bourdieu – wie auch andere Autorinnen und Autoren – nur einschränkend als Poststrukturalisten einführt) und führt über Michel Foucaults „Andere Räume“ („Heterotopien“) hin zu „glatten und gekerbten Räumen“ in Gilles Deleuzes und Félix Guattaris physisch-praktischer Dekonstruktion „Tausend Plateaus“. An diesen Stationen tauchen immer auch neuere Anschlüsse und Kontexte auf, etwa Martina Löws „Raumsoziologie“ oder Bruno Latours Weiterentwicklung des Deleuzeschen Rhizoms zum Netzwerk. Am Ende der Reise aber konstatiert Schroer, freilich etwas zugespitzt: „Noch immer uneingelöst erscheint dagegen das von Foucault skizzierte Programm einer Heterotopologie, ‚die es sich zur Aufgabe machte, in einer bestimmten Gesellschaft diese andersartigen Räume, diese anderen Orte, diesen zugleich mythischen und realen Gegensatz zu dem Raum, in dem wir leben, zu erforschen, zu analysieren, zu beschreiben und zu ‚lesen‘“. Was spricht dagegen, mit diesem Projekt endlich zu beginnen?“ (S. 157).² Ein interessanter Befund des Bands ist die Feststellung, dass

sich manche der vorgestellten Grundbegriffe und Forschungsfelder aus verschiedenen Gründen der konstruktivistischen Analyse weitgehend entziehen oder entzogen haben. Ein Beispiel dafür ist die Ökonomie, ein anderes das Recht. Urs Stäheli (Basel) meint, dass die Ökonomie „als Ort des Substantialismus, Essentialismus und kausalen Determinismus“ galt und deshalb (?) „lange Zeit keiner eigenen Diskursanalyse oder einer dekonstruktiven Lektüre unterzogen“ worden sei. Die Konsequenz: „Erstens bleibt die Analyse des Ökonomischen damit dem Bereich gerade jener ‚essentialistischen‘ Perspektiven verpflichtet, welche so heftig kritisiert werden; zweitens entsteht dadurch in vielen poststrukturalistischen Analysen eine politizistische Schiefelage, die das Ökonomische ins Politische überführt; drittens übersieht eine voreilige Verabschiedung des Ökonomischen oder gar dessen Dämonisierung die immanente Heterogenität ökonomischer Praktiken und Diskurse“ (S. 298). Während hier also vielen poststrukturalistisch arbeitenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ein normativer Überschuss die Augen zu verschließen scheint, sind es, folgt man Rainer Maria Kiesow (Frankfurt/M.) beim Recht interdisziplinäre Berührungängste, die auf einem „doppelten strukturellen Irrtum“ beruhen: „Die Juristen sehen nicht, daß die Poststrukturalisten überwiegend das Recht gar nicht irrationalistisch auflösen, und die Poststrukturalisten sehen überwiegend nicht, daß die Irrationalität des Rechtsdiskurses für Analysten jenseits von Strukturen ein gefundenes Fressen darstellt. Mit anderen Worten: Beim Recht hat der Poststrukturalismus Angst vor der eigenen Courage. Das hängt sicher

mit der laienhaften Vorstellung der Nichtjuristen zusammen, es müsse doch klar aus dem Gesetz ableitbar sein, was Recht sei. Nichts irriger als das.“ (S. 323) In der Tat: Recht werde durch juristisches (Ver-)Handeln produziert – ein Spiel, aus dem Überschüsse: „Spiele, Teile, Fragmente, Fetzen, Balkanisierung“ resultierten (S. 328). Neben dem Überblick über die poststrukturalistischen Ansätze und Perspektiven und dem lexikalischen Nutzen liegt darin ein dritter Mehrwert der Anthologie: Viele der Beiträge nehmen diese Ansätze kritisch in den Blick und machen darauf aufmerksam, dass auch das postmoderne sozialwissenschaftliche Denken (wenn ich diese Kategorie hier noch einführen darf) modernen Essentialismen verhaftet ist. Darin liegt auch eine gewisse Hoffnung: Anders als in jüngster Zeit gelegentlich behauptet wird, hat sich das poststrukturalistische „Projekt“ offenbar noch lange nicht erschöpft.

Anmerkungen

- 1 M. Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt a. M. 1991, S. 44.
- 2 Das Zitat im Zitat stammt aus: M. Foucault, „Von anderen Räumen“, in: J. Dünne, S. Günzel, *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2006, S. 317-329.

Joachim Eibach / Horst Carl (Hrsg.): Europäische Wahrnehmungen 1650–1850. Interkulturelle Kommunikation und Medienereignisse (The Formation of Europe. Historische Formationen Europas, Bd. 3), Hannover: Wehrhahn Verlag, 2008, 407. S.

Rezensiert von
Martin C. Wald, Hamburg

Der türkische Rhythmus-Musiker der Titelillustration – dem sog. „Berliner Kostümbuch“ von 1764 entnommen – schaut den Betrachter grimmig, ein wenig müde und insgesamt wenig einladend an. Und doch nimmt der Leser den gut ausgestatteten und sorgfältig lektorierten Sammelband, der auf eine Potsdamer Tagung von Mai 2005 zurückgeht, gerne zur Hand. Zwei konzeptionellen Beiträgen folgen elf Fallstudien in weitgehend historisch chronologischer Reihenfolge. Möglicherweise hätte es dem Leser mehr Orientierung gegeben, wenn die Aufsätze stringenter entlang der schillernden Forschungsbegriffe des Titels angeordnet worden wären. Denn drei „Achsen“ sind es, um die herum sich in den Augen der Herausgeber die Beiträge gruppieren: Europäische Wahrnehmungen, Interkulturelle Kommunikation und Medienereignisse. Wie in dieser Rezension zu zeigen sein wird, fehlt in diesem (bereits sehr weiten) Spektrum der in den Beiträgen besonders häufig zur Sprache kommende Aspekt der Transnationalität. „Europäische Wahrnehmungen“ verweisen auf den Aspekt der Konstitution des